

Setzen, sehr gut!

Von Erik E. Lehmann, Susanne Warning und Peter Welzel

Nahezu unisono berichten Medien in den letzten Tagen über ein neues Schreckgespenst des deutschen Bildungs- oder vielmehr Hochschulwesens: Noteninflation. Vor einer schleichenden Noteninflation warnen Experten, so im Untertitel der SZ auf Seite 1 am 10.11.2012. Auf die erste Seite der Samstagsausgabe gelangen in diesen Zeiten häufig Politiker von Staaten, die mit einer "laxen" Auffassung gegenüber inflationären Entwicklungen von sich reden machen. Nun also die "laxen" Universitäten und ihre Professoren? Auch hier ein Mangel an Härte gegen inflationäre Tendenzen?

Wie schlimm diese Entwicklung ist, wird mit dem Appell an des Deutschen Urangst verdeutlicht: Inflation. Folgt man den Pressemeldungen, kann nicht mehr von einer lediglich schleichenden Inflation ausgegangen werden. Das Bild der galoppierenden Inflation wäre zutreffender! Und die Schuldigen sind keine undisziplinierten Haushaltspolitiker, sondern: Professoren! Die nun, wie der Wissenschaftsrat fordert, als erste gefordert sind! "Der Trend zu besseren Noten darf so nicht weitergehen", wird der Vorsitzende des Wissenschaftsrats in der SZ vom 10.11.2012 auf S. 1 zitiert.

Dies wirft Fragen auf, die in der bisher eher einseitigen Berichterstattung in den Medien etwas in den Hintergrund geraten. Müssen wir diese Tendenzen nicht ebenso hinnehmen, wie eine, wenn auch geringe, kontinuierliche Entwertung des Geldes? Ist das Phänomen der Noteninflation so neu und erschreckend? Warum steigt das Niveau der Noten und warum zeigen sich so große Unterschiede zwischen Fächern, Universitäten und auch Ländern? Kann eine solche Entwicklung erklärt werden und führt sie überhaupt zu Nachteilen auf dem Bildungs- und Arbeitsmarkt oder gar zu einem internationalen Wettbewerbsnachteil?

Auch die ältere Generation mag sich an die Aussage ihrer Eltern erinnern, dass früher alles besser war. Früher kostete ein Brötchen 3 Pfennige und eine Flasche Bier 10 Pfennige. Früher war eine 3 im Zeugnis so gut wie heute eine 1. Mindestens! Heute kosten ein Gummibrötchen und eine Dose Bier bald einen Euro. Mindestens. Von ihrer Einführung im Jahr 1948 bis zur Ablösung durch den Euro im Jahr 1992 hat die DM 75% ihres Werts verloren. Der Euro hat sich in seinen 10 Jahren um knapp 20% entwertet. In diesen zehn Jahren, so die Untersuchung des Wissenschaftsrats, nahm auch die Inflation der Noten zu. Während heute 80% der Studenten mit "gut" oder "sehr gut" abschließen, waren dies zehn Jahre zuvor nur 70%. Vor über zehn Jahren bemängelte der Wissenschaftsrat bereits eine inflationäre Entwicklung der Noten. Auch die Presse hat wie heute über ein sehr bedrohliches Massenphänomen berichtet: Kuschnoten! "Kuschnoten-Fakultäten, sofern es welche geben sollte, werden erklären müssen, warum ihr Produkt so preiswert ist", war auf Spiegel-online nachzulesen (<http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,druck-22562,00.htm> vom 09.12.2002). Zehn Jahre, in denen sich die Situation drastisch "verschlechtert" hat – trotz der mahnenden und warnenden Worte der Experten damals. Das Phänomen der Noteninflation ist weder so aktuell, noch so erschreckend. Die Verantwortlichen

in Politik und Wissenschaft hätten ansonsten doch vor zehn Jahren auf den Appell reagiert und nicht die Zeit nutzlos verstreichen lassen, so dass sich diese Tendenzen sogar verstärkt haben. Oder doch?

Der Entwicklung der Abschlussnoten und deren Streuung verdient Beachtung. In den vergangenen 10 Jahren erfuhr das Bildungssystem in Europa Reformen und Veränderungen wie kaum zuvor. Das Selbstverständnis eines zunehmend geeinten Europa, das sich einem verstärkten wirtschaftlichen und kulturellen Wettbewerb mit Nordamerika und den aufstrebenden asiatischen Staaten ausgesetzt sieht, verlangt nach konzertierten Aktionen. Und nach einem neuen Aktionsparameter: Bildung! In der Lissabon-Strategie von 1999 brachte die EU erstmals ihr neues Leitbild zum Ausdruck: Die EU sollte sich demnach bis 2010 zum wettbewerbsfähigsten Wirtschafts- und Wissenschaftsraum einer globalisierten Welt entwickeln. Die Reformen im Rahmen des Bologna-Prozesses sind als wichtige Schritte auf diesem Weg zu verstehen: Erhöhung des Anteils der Akademiker, insbesondere in Deutschland, sowie eine Reform der Studiengänge in Bachelor und Master. Hochschulen wurden angehalten, die Anzahl ihrer Studierenden entsprechend zu erhöhen, ohne dass in gleichem Maße die Ausbauplanung Schritt gehalten hat. Dies führt zu Entwicklungen, die sich auch in der Vergabe und Verteilung von Noten widerspiegelt. Die Reform der Studiengänge verlangt eine Ausrichtung auf die Praxis. "Employability" wurde zum Leitmotiv auserkoren und verdrängt das alte Leitmotiv der "Einheit von Forschung und Lehre" der alten und nun überkommenen Abschlüsse wie Magister und Diplom. Damit ist ein Aufweichen der Inhalte und Leistungen nahezu unumgänglich, und anstelle von Professoren rücken verstärkt Praktiker in die Hörsäle, eine Maßnahme die sowohl von der Politik als auch den Kontrollgremien im Bildungsbereich gefordert und gefördert wird. Wundert die Entwicklung der Noten wirklich?

Die Umstellung der Magister- und Diplomstudiengänge auf Bachelor und Master führt dazu, dass zeitgleich Studierende immatrikuliert sind, die unterschiedliche Abschlüsse anstreben und aufgrund der zugrundeliegenden Prüfungsordnungen einen Anspruch auf fixierte Vorlesungen und Klausuren haben. Jedes Nichtbestehen einer Prüfung, jedes weitere Semester erhöht die Komplexität einer ordnungsgemäßen Studienverwaltung. Folgt man den Mitteilungen in der Presse und dem Bericht des Wissenschaftsrates, so sind genau diese Effekte in den letzten zehn Jahren bestätigt worden: So ist vor allem von "auffallend glänzenden Diplomnoten" (SZ v. 10.11.2012, S. 1) zu lesen, bei Mathematikern, Physikern, Psychologen, Chemikern sowie von Magisterabschlussnoten. Also Studiengänge, die gar nicht mehr angeboten werden.

Die Reform der Studiengänge führte zu einer Reform der Studien- und Prüfungsordnungen mit Auswirkungen auf die Notenvergabe und Notenverteilung. Erstens vergrößerte sich ganz allgemein die Flexibilität der Leistungen. An die Stelle von Blockprüfungen treten nun studienabschnittsbegleitende Prüfungen in jedem Semester. An die Stelle einer mehrere Semester umfassenden Prüfungsleistung rücken Teilleistungen, die oft untereinander substituiert und mehrmals wiederholt werden können. Dies führt zwangsläufig zu einer generellen Anhebung des Notenniveaus.

Ministerien äußern sich zunehmend besorgt über Abbruchsquoten, die indirekt Eingang in Zielvereinbarungen finden. Hohe Abbruchsquoten gelten als Makel. Universitäten reichen dies weiter an ihre Fachbereiche, die wiederum auf Ebene der Professoren hohe Durchfallquoten anprangern. Andererseits neigen quantitativ orientierte Studiengänge wie Mathematik dazu, möglichst früh und auch konsequent Studierenden aufzuzeigen, dass die eigenen Fähigkeiten im Verständnis und Lernen für den erfolgreichen Abschluss dieses Studienganges nicht unbedingt ausreichend sind. Dies führt zur Selektion und damit zu einer Verbesserung der Noten. Wenn der Anteil der Abschlussnote "ausreichend" von 4% im Jahre 2001 auf nun 1,1% reduziert wurde, zeigt dies nur, dass die Hochschulen und die einzelnen Professoren den Aufforderungen ihrer Prinzipale, den Ministerien, auch nachkommen.

Unterschiede zwischen den Universitäten und einzelnen Fächern ergeben sich auch zwangsläufig durch Selektionseffekte. Der von der Politik induzierte Wettbewerb zwischen den Hochschulen wirkt sich ebenfalls auf die Notenvergabe und -verteilung aus. Zu Recht weisen Hochschulen, die in der Vergangenheit Reputation aufgebaut haben, einen Vorteil im Wettbewerb um gute Studierende und Dozenten auf. Das neue Wettbewerbsumfeld belohnt diese Universitäten in stärkerem Maße, so dass diese eher in der Lage sind, ihre Studierenden zu selektieren. An manchen Universitäten garantiert nicht einmal ein Abitur mit 1,0 einen Studienplatz. Dass mit zunehmenden Möglichkeiten der Selektion auch zwangsläufig die Noten bei diesen Universitäten steigen, ergibt sich zwangsläufig. Andere Universitäten wählen vielfach den Weg der Spezialisierung und versuchen so, passgenauere Angebote für potentielle Studierende zu generieren. Dies kann einerseits zu den bekannten Selektionseffekten führen, wenn die Nachfrage das Angebot übersteigt. Andererseits trifft die zunehmende Spezialisierung der Studienangebote immer mehr auf das vorhandene Interessens- und Neigungsgebiet der Studenten. Ein Absolvent mit dem Berufswunsch Sportmanagement, musste einst ein Wirtschaftsstudium mit erheblichem Anteil an Fächern belegen, die wie Mathematik, Statistik oder Volkswirtschaftslehre vielleicht weniger seinen Neigungen entsprachen und sich entsprechend in der Gesamtnote niederschlugen. In der heutigen Bachelorwelt kann er einen entsprechenden Studiengang wählen, der auch hinreichend viele Inhalte zur "Employability" im Curriculum aufweist.

Dass sich Abschlussnoten zwischen Fächern, Studiengängen, Hochschulen oder Bundesländern unterscheiden ist zunächst ein wenig aufregendes Phänomen. Warum sollte man überall die gleichen Noten vergeben? Fachrichtungen wie Medizin oder Jura weisen spezifische Eigenschaften gegenüber anderen auf. Fachrichtungen, man mag die Formulierung mögen oder nicht, unterscheiden sich in ihren Marktbedingungen, also in der Anzahl freier Stellen, im Einstiegsgehalt oder in Beschäftigungsverhältnissen für Absolventen. Der Wettbewerb unter den Bewerbern zwingt auch zu einer Selektion über Noten. Gerade in Fächern außerhalb des MINT- (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) und Wirtschaftsbereichs verlagert sich der Wettbewerbsdruck auf dem Arbeitsmarkt, so eine viel zitierte These, zunehmend in die Hochschulen. Den Druck, dem sich die Absolventen ausgesetzt sehen, geben diese auf die Professoren und Dozenten weiter. Dies fällt in Fächern mit qualitativer Ergebnismessung leichter als in anderen – und führt so zu den viel zitierten unterschiedlichen Kulturen der Fächer. Unterschiede liegen auch in Universitäten, deren Historie, Ausstattung, Fächerangebot und nicht zuletzt auch Standort –, den Bundesländern als Instanz der Bildungspolitik.

Man mag diese Tendenzen befürworten oder nicht. Sie weisen alle in eine Richtung. Wie viele Veränderungen im Bildungssystem der letzten Jahre, haben wir auch das Phänomen der Noten-inflation aus dem Ausland importiert – aus den USA. Seit langer Zeit müssen sich Universitäten der sogenannten Ivy-League für die Vergabe guter Noten rechtfertigen ("grade inflation"). Man wirft ihnen vor, gute Zensuren als Anreiz für ein Studium im Wettbewerb um zahlungskräftige Studenten einzusetzen. Doch wer viele Bewerber hat, kann selektieren. Und wer aufgrund seiner Qualität die Besten anzieht, will (und muss) ihnen verständlicherweise später keine schlechte Zensuren geben. Die Noten bei selektiven Studiengängen, auch in Deutschland, unterscheiden sich, alles andere wäre erstaunlich!

So werden Forderungen laut, "einheitliche Maßstäbe durchzusetzen" wie in den Pressemitteilungen zu lesen ist (SZ v. 10.11.2012, S. 4). Dies mag im Falle eines Abiturs sinnvoll erscheinen, aber für Universitätsprüfungen? In jedem Fach? Ein sportliches Vergnügen angesichts des nahezu unüberschaubaren Angebotes an Bachelorstudiengängen – von Freiheit in Forschung und Lehre ganz zu schweigen. Dem Wettbewerb durch Vielfalt also wieder ein Modell der Einheit und der Standardisierung entgegenstellen? Warum nicht Multiple-Choice Klausuren, die ein Nachverhandeln ausschließen und das Bewertungsniveau fixieren lassen? So ist zu lesen, dass der Wissenschaftsrat eine faire bundesweite Bewertung der Leistung als nicht mehr gewährleistet sieht. Für Arbeitgeber, aber auch für andere Hochschulen seien die Noten nicht vergleichbar, ist zu vernehmen. Dies spielt insbesondere bei Bachelor-Absolventen eine Rolle, die in der Regel nur mit guten Noten ein Master-Studium anschließen können, so die besorgten Stimmen. Dabei kann bereits jetzt jeder Interessierte die relative Leistung eines Bewerbers anhand der relativen Note, wie in den USA oder UK, in Bezug setzen.

Leidtragende dieser Entwicklung sind schnell ausgemacht: Arbeitgeber und Studenten. Arbeitgeber können sich nicht mehr auf die Noten verlassen. Das haben sie nie wirklich getan. Kein Student wird allein wegen seiner Note eingestellt. Zugegeben, man kann ins Grübeln darüber kommen, ob nicht die Tendenz der Studierenden, vor lauter Praktika das Studium zu vernachlässigen, auch mit den Zensuren zu tun hat. Noteninflation geht einher mit Notenkompression – immer mehr Absolventen drängen sich in einem immer kleineren Notenintervall. Dies entwertet die Note als Signal an die Arbeitgeber und erhöht den Anreiz, Praktika als alternative Signale einzusetzen. Aber so drastisch dies klingen mag – ein guter Student der "laxen" X-Universität wird vermutlich auch an der "harten" Y-Universität einen guten Abschluss erzielen. Bachelorstudenten sorgen sich um einen Masterplatz, denn "im Master-Studium entscheidet die Bachelor-Note. Ob die an einer strengen oder laxen Hochschule erzielt wurde, interessiert in der Regel nicht" (so in der SZ vom 10.11.2012 auf S. 4). Hier sei, an die Adresse der Bildungspolitiker und der Juristen gerichtet, der Hinweis gestattet: Hochschulen würden liebend gerne zu den Noten als Auswahlkriterien alternative Möglichkeiten heranziehen – wenn sie dies denn in nennenswertem Umfang dürften!

Es ist zu wünschen, dass der Wissenschaftsrat und die Verantwortlichen in der Politik sich dem Phänomen der Notengebung intensiv widmen. Zuletzt sind zehn Jahre ohne positive Veränderungen verstrichen. Vielleicht auch ein Beleg dafür, dass Bildungspolitik zunehmend zu einem

Experimentierfeld verkommt, bei dem viele mitreden wollen, ohne dass sie wirklich etwas zu sagen haben. Oder ganz einfach nur ihre eigenen Interessen verfolgen.

Ansprechpartner:

Prof. Dr. Erik E. Lehmann
Universität Augsburg
Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät
86135 Augsburg
Telefon: +49(0)821-598-4163
erik.lehmann@wiwi.uni-augsburg.de